

Nora Bossong

Brokat und Trauerfall

Ein Ausflug zu Antonio Gramsci

Ich stehe vor dem Metallgitter, das den Zugang zum Istituto Gramsci versperrt, ein Schild warnt mich, das Gelände sei videoüberwacht und am Klingelschild ist nur *fondazione* zu lesen, als wolle man geheim halten, um welche Stiftung es sich hier handelt. Kalter Krieg auf Italienisch? Das Grundstück jedenfalls lässt eher an ein Militärgelände als an eine Bibliothek denken und ich komme mir unweigerlich wie ein Staatsfeind vor, dabei will ich mir nur drei Bücher über Antonio Gramscis Lebensgeschichte anschauen.

Antonio Gramsci – sagt uns der Name heute noch etwas? Er, der Mitbegründer und die intellektuelle Leitfigur der Kommunistischen Partei Italiens, hat Begriffe wie Zivilgesellschaft, kulturelle Hegemonie und integraler Staat geprägt, die zum Inventar politischer Diskurse geworden sind. Derlei adelt zwar die Begriffe, lässt aber ihren Erstnenner nur allzu leicht hinter ihnen verschwinden. Mit der Konstruktion der kommunistischen Partei als »moderner Fürst« hat Gramsci Machiavelli weiterentwickelt, er hat über die Funktion der Partei und die Rolle der Intellektuellen in der Gesellschaft ebenso nachgedacht wie über den amerikanischen Fordismus und über französische Trivialliteratur, über die Stellung der subalternen Klasse, über die bürgerliche Gesellschaft und die proletarische Revolution – um nur einige Themen zu nennen. Zweifellos kann man ihn als einen der vielseitigsten marxistischen Denker der 20. Jahrhunderts bezeichnen, aber zugleich als einen der sperrigsten. Das liegt nicht allein an der Fülle seiner Themen, sondern auch an der Fragmentarität seines in faschistischer Haft entstandenen Hauptwerkes, den Gefängnisheften, ein Konvolut aus mehreren

1.000 Seiten gefüllt mit Skizzen und längeren Essaystücken, Entwürfen geplanter Forschungsarbeiten und Notizen zur eigenen Lektüre.

In Deutschland ist seine populärste Zeit lange vorüber, das waren die 70er Jahre. Wagenbach brachte Pier Paolo Pasolinis *Freibeiterschriften* auf den Markt, Italien galt in linksautonomen Kreisen vielen als politisches Vorbild, als der erfolgversprechendste Versuch, einen Sozialismus zu verwirklichen, der sich nicht mit Panzern, sondern mit Charme behauptet. Man sah den hochgewachsenen Pasolini, sein ernstes, charismatisches Gesicht, das auf das Grab von Gramsci herabblickt, und wenn Anita Ekberg im Trevibrunnen das *dolce vita* der frühen 60er Jahre verkörpert, so versinnbildlicht dieser Mann im Trenchcoat am Grab seines geisterhaften Genossen den *dolce lotta*, den attraktivsten aller Arbeiterkämpfe, intellektuell, melancholisch und mit einem Hauch Erotik. Natürlich war auch der italienische Arbeiterkampf in Wahrheit nicht nur süß, so wenig wie die 60er Jahre in Rom nur aus Zucker bestanden. Pasolini gleichwohl ist bis heute eine Legende, Antonio Gramsci hingegen geriet zumindest in Deutschland zunehmend in Vergessenheit.

Während meines Studiums der Kulturwissenschaft fiel der Name Gramsci kein einziges Mal – dabei ist er im US-amerikanischen Pendant der Kulturwissenschaft, in den *Cultural Studies*, ebenso wie bei den *Postcolonial Studies* ein gern zitierter Gast. Dass seine Überlegungen zur kulturellen Hegemonie und seine Frage, wie subalterne Gesellschaftsschichten sich Zugang zu den ihnen bislang verschlossenen Teilen der Gesellschaft verschaffen können, für postkoloniale Theo-

retiker wichtige Ausgangspunkte sind, ist augenfällig. Aber auch für die Kulturwissenschaft ist Gramscis Denken von Bedeutung. So vereint er wie kaum ein Denker seiner Zeit philologisches, politisches und philosophisches Interesse und bereitet mit seinen Forschungen zur Volkskultur und dem Trivialroman eben das vor, was bei der Kulturwissenschaft die Aufwertung des gewöhnlichen Alltagslebens bedeutet, eine Verschiebung des Interesses von der Hoch- zur Populärkultur.

Und Gramsci? Der liegt übermüdet und unterzuckert, von Disziplin und Wissensdrang getrieben, auf seinem Bett, wo er noch eine Seite lesen will und noch eine. Im Kopf fahren seine Gedanken Karussell und können jeden Moment aus der Gondel fallen. Die Szene spielt sich in einer nasskalten Zelle ab, dem billigsten Studentenzimmer, das er hat finden können und er weiß, dass sich an all dem so bald nichts für ihn ändern wird. Er geht nicht hinaus, weil sein Mantel zu abgetragen ist und er sich dafür schämt. Er hat niemanden, dem er sich anvertraut, er sitzt wie jeden Abend auf seinem Bett, unter einer zu dünnen Decke, und sieht auf die Tür, aber diese Tür ist längst keine gangbare Verbindung zur Außenwelt mehr für ihn.

Man mag sich solch einen Menschen gut als Protagonisten einer Erzählung Kafkas vorstellen, und in der Tat sind Kafka und Gramsci nicht nur Zeitgenossen, sondern in einem bestimmten Punkt auch Leidensgenossen. Beide setzten das Leiden der Subalternen ins Bild, ein Bild, das eine gespenstisch gesteigerte Unfreiheit zeigt. Obwohl niemand Gramscis Studentenzimmer von außen mit einem Schloss absperrt, so ist sein Einsperrtsein doch nicht nur eingebildet und schon gar nicht selbst gewählt, sondern Symptom der Verhältnisse, unter denen er leidet.

Es wäre freilich überzogen, nähme man sein Leben als exakte Übersetzung der ge-

sellschaftlichen Schiefelage Italiens beziehungsweise des rückständigen Sardiniens der Jahrhundertwende. Einiges mag beispielhaft für die Situation der verarmten Landbevölkerung Sardiniens sein, anderes wiederum ist individuelles Unglück: So etwa sein Sturz im Alter von drei Jahren, der, so will es die Legende, sein Wachstum bremst, was sich in den kommenden Jahren aufgrund einer Knochentuberkulose noch verstärkt, so dass er als Mann keine anderthalb Meter misst und zudem an Brust und Rücken verwachsen ist. Innerhalb der Familie wird er zunehmend zum Fremdkörper, so als schreckten seine Angehörigen davor zurück, diesen seltsam verwachsenen Körper zu berühren. Wieder kommt Kafka in den Sinn und mit ihm Gregor Samsa, der zum Käfer verwandelt in einem Zimmer seiner elterlichen Wohnung unterwürfig vereinsamt.

Im eigenen Zimmer konnte Gramsci jedoch zunächst nicht vereinsamen, dafür waren die Verhältnisse in seinem Elternhaus zu bescheiden. Als er dann, als Student, ein Zimmer für sich allein bewohnte, wurde es dadurch beileibe nicht besser für ihn. Mit der übertriebenen Zurückgezogenheit, mit dieser von Angst geleiteten Selbstbeherrschung, schuf Gramsci sich bereits in seiner Studienzeit eine Situation, die jenen Gefängnisjahren unter dem faschistischen Regime auf bestürzende Art ähnelt, die von 1926 bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1937 sein Leben sind. Liest man seine Briefe und Aufzeichnungen, so wiederholen sich die Schilderungen. Der Zwang kommt nun allerdings von außen, von Mussolinis Chargen, die ihn festnehmen, und den Gefängniswärtern, die seine Haft überwachen, als gäbe es die Gefahr, dieser kleine, körperlich stets angegriffene Mensch könnte aus seiner Zelle entkommen. Nachts wecken sie ihn mehrmals auf, um seine Nerven und seine Konstitution gänzlich zu zermürben.

Auch ein Zweites wiederholt sich: Die flehentlichen Briefe aus seiner Studenten-

*Gespenstisch
gesteigerte
Unfreiheit*

zeit, in denen er seinen Vater um etwas Geld für einen neuen Mantel bittet und nicht erhört wird. Gramsci fühlt sich im Stich gelassen – wenngleich es allerlei Gründe gibt, weshalb der Vater, selbst in Geldnot und daheim mit der Versorgung einer Großfamilie überfordert, auf seine Bitte nicht eingehen kann oder es als weniger dringlich denn die heimischen Verpflichtungen ansieht. Auch seine Mutter kann ihm nicht beistehen. Sardinien ist zu weit entfernt von Turin, eine Besuchsreise ausgeschlossen. Gramsci bleibt allein in der Haft seines Studentenzimmers, getrieben von einer immensen Angst, nicht genug zu lernen, durch die Prüfung zu fallen und damit den letzten materiellen Anker zu verlieren, die 90 Lire eines Stipendiums, die ihn gerade noch bei Nahrung und Verstand halten.

Und Jahre später, in der faschistischen Haft? Sein politischer Vormund, die Partei und mit ihr Palmiro Togliatti und Josef Stalin, kommt ihm ebenso wenig zu Hilfe wie es einst der leibliche Vater tat. Gramsci selbst jedenfalls hegt die Vermutung, dass weniger, als es möglich wäre, für seine Freilassung unternommen wird, mehr noch, dass er mit verräterischen Briefinhalten, die ihm ein Parteigenosse zusendet, sogar weiter in die Hände seiner Übeltäter getrieben wird. Ist Gramsci den kommunistischen Parteiobersten womöglich zu gefährlich, dieser kleine Mann mit dem zu schnellen Geist, dieser nonkonformistische Marxist und eigenständige Theoretiker, so wie einst seine Familie eine peinliche Scheu entwickelte vor diesem seltsam gewachsenen, sich in seine eigene Gedankenwelt zurückziehenden Familienmitglied?

Ein paar Tage nach meinem Besuch im Istituto Gramsci sitze ich in einem feuda-

len Palast, Brokat überall, die Wände mit feinsten Stofftapete bespannt. Unter gewaltigen Lüstern und pompösen Ölschinken findet eine Konferenz zur Aktualität von Gramscis Denken statt. Anlass ist eine Nationaledition seiner Schriften. Es geht unter anderem um die Gramsci-Rezeption in Lateinamerika, über seine Demokratiekritik und die Frage der Moralität bei Machiavelli, allesamt spannende Themen; doch die äußerliche Homogenität der Redner wie des Publikums, ältere Herren in grauen Jackets, macht mich stutzig. Ich blicke mich im Saal um, ein paar wenige in die Jahre gekommene Damen haben sich dazwischen gesellt und zwei, drei Menschen im Promotionsalter. Alles in allem erinnert die Szenerie aber weniger an eine akademische Veranstaltung als an ein Veteranentreffen der KPI in monarchistischer Kulisse.

Trauerfall und Brokat, nur zwei Szenen, die jedoch für manch weitere stehen, die ich während meiner Recherche zu Antonio Gramsci erlebt habe, und sie scheinen eines zu zeigen: Sein Denken, das sich zersplittert bis in die heutigen Debatten trägt, liegt dort, wo aus den Splittern wieder ein vielschichtiges Ganzes gebildet wird, nach wie vor in der Hand einer Generation, die ihn in den 60er und 70er Jahren für sich entdeckte. Eine Staffelübergabe hat noch nicht oder nur sehr rudimentär stattgefunden, dabei wäre sie kostbar. Denn das Denken Antonio Gramscis, darin haben die Konferenzinitiatoren vollkommen recht, besitzt Aktualität. Die Szenerie allerdings, in der dafür kraftvoll geredet wird, ist mehr und mehr befremdlich, und es wäre an der Zeit, sie durch eine neue, eine passende, eine für unsere Zeit geöffnete zu ersetzen.



Nora Bossong

ist Schriftstellerin. Bei Hanser erschien zuletzt der Gedichtband *Sommer vor den Mauern* (2011), der mit dem Peter Huchel-Preis 2012 ausgezeichnet wurde und der Roman *Gesellschaft mit beschränkter Haftung* (2012).